

# Volk's- und Anzeige-Blatt

Erscheint am Donnerstag  
und Sonntag und kostet  
vierteljährlich 24 fr.

für

Einrückungsgebühr 1 1/2 fr.  
für die gedruckte Linie,  
oder deren Raum.

W i n n e n d e n u n d s e i n e U m g e g e n d .

Nr. 82.

Donnerstag den 20. Oktober

1859.

## Ämtliche Bekanntmachungen.

Verstellung von Militärpferden.

Waiblingen. Unter den in Nr. 214. des Staats-Anzeiger und Nr. 72. des Amtsblattes gemachten Bedingungen können noch etwa 100. Militär Pferde in Verstellung gegeben werden. Die Ortsvorsteher haben hievon den Gemeinde-Angehörigen sofort Kenntniß zu geben.

Zugleich ist unter Hinweisung auf den Erlass des K. Kriegsministeriums vom 12. d. M. StM. Nr. 244 den Besitzern der bereits verstellten Militärpferde zu eröffnen, daß Oberamtschierarzt Seybold in Winnenden und Thierarzt Schwarz in Waiblingen mit Behandlung etwa erkrankter Pferde betraut worden sind.

Den 18. Oktober 1859.

K. Oberamt  
Haberlen.

## A n z e i g e n .

W i n n e n d e n . 2 dreieimerige Oval-  
Käffer hat zu verpachten.

Wer? sagt die

Redaction.

W i n n e n d e n . Es sind 100 bis 150 fl.  
gegen gesetzliche Sicherheit zu haben.

Bei wem? sagt

die Redaction.

W i n n e n d e n . Einen Oval-Ofen hat  
zu verkaufen

Kaufmann Dorn.

W i n n e n d e n . Der Unterzeichnete hat  
einen Ovalofen zu verkaufen

Friedrich Klink  
Nothgerber.

## Der Delinquent.

Erzählung aus dem Jahre 1809 von Joh. Pinterich.  
Fortsetzung.

Der nächste Morgen fand unsern Heinrich in einer kleinen Zelle der Minoritenkaserne als Delinquenten.

Au' die Bitten seiner zahlreichen Freunde, jedes Geldangebot von Seit: des Goldschmiedes, wie auch die Bemühungen des Bürgermeisters waren nicht im Stande, das Felsenberg des Generals zu erweichen.

Der Leser wird mir gerne glauben, daß Heinrich die Nacht schlaflos zugebracht hat. Ist er auch dem Feinde gegenüber gestanden und hat dem Tode am Schlachtfelde muthig ins Auge geschaut, so drückte ihn doch jetzt der Gedanke, als ein Verbrecher, noch dazu inner den Mauern seiner Vater-

Stadt sterben zu müssen, zu Boden und machte seinen jugendlichen Muth wanken.

Raum vierundzwanzig Jahre alt, geliebt von einem Engel, dem er bald ganz angehört hätte, durch die Liebe seines Ziehvaters mit Erdengütern gesegnet, umgeben von zahlreichen Freunden — sollte er so schwachvoll enden, um die Welt zu verlassen, die ihm gerade jetzt so wunderschön dünkte.

Vergebens warf er sich auf den harten Strohsack vergebens rannte er in dem engen Kerker wie wahnwitzig hin und her, schloß bald die Augen oder starrte in die dunkle Nacht hinaus — immer und immer stand der bleiche Tod in seiner grinsendsten Gestalt vor ihm und höhnte seiner ohnmächtigen Wuth, mit der er an den Gittern des kleinen Fensters oder an der Thüre rüttelte.

Etwas rubiger ward es in seinem Innern als das zweifelhafte Licht des beginnenden Morgens in seine Zelle drang. Obschon er dadurch der verhängnißvollen Stund immer näher rückte, so fand sich doch mit der anrückenden Tageshelle der Mannesmuth wieder ein und verscheuchte die finstere Verzweiflung mit ihrem schrecklichen Gefolge.

Er trat an das Fenster und lehnte seine Stirne an die Eisenstäbe. Wie that die frische Morgenluft seinem glühend heißen Kopfe so wohl.

Jetzt erhob er sein Auge und lies es in's Freie hinaus schweifen. Er wollte noch einmal die Welt die schöne Natur schauen und dann für immer von ihr Abschied nehmen.

Vor ihm wälzten sich die Fluthen der Drau im rastlosen Laufe dahin, am jenseitigen Ufer breiteten sich die Felder mit ihren blühenden Saaten aus bis hin zu dem riesigen Pachern einem Zweige der Kärntner Alpen deren ferne Höhen noch mit schimmerndem Schnee bedeckt zu ihm hernieder schauten.

„Ach wie schön ist doch Welt!“ murmelte er unwillkürlich und fügte mit inniger Wehmuth hinzu: „wer da draußen wäre!“

Sogleich fällt sein Auge wieder auf die unten auf und ab gehende Schildwache — und die traurige Wirklichkeit umfängt ihn neuerdings.

Schon will er sich vom Fenster entfernen, als er eine verschleierte Frauengestalt in Begleitung eines Mannes auf die Schildwache zukommen sieht.

Ein letzter Schimmer von Freude besetzt das Herz Heinrichs. Er erkennt seine Marie und den Freund Stauder. Wahrscheinlich kommen sie von ihm Abschied zu nehmen.

Als die Beiden auf wenige Schritte dem Soldaten sich genähert, blieb Stauder zurück und Marie trat allein zu demselben.

Wie angewurzelt, ohne eines Wortes mächtig, starrte Heinrich hinab. Wie lebhaft sprach nicht Marie, wie innig bat sie nicht den Mann. Was will sie doch von ihm? Heinrich horcht und horcht, er hört wohl Laute, so süß, so weich, wie sie nur aus dem Munde eines Engels kommen können — aber versteht nichts. Was gäbe er nicht darum, wenn er, wie seine Marie französisch gelernt hätte.

Endlich scheint sich das Herz des Soldaten zu erweichen, er streckt seine Hand aus und empfängt von dem Mädchen ein kleines, weißes Briefchen.

Sogleich eilt sie darauf zu ihrem Begleiter und mit diesem noch weiter zurück.

Die Schildwache aber steckte das Papier auf das Bajonet, erhebt dann das Gewehr hoch über seinen Kopf und überreicht so das Briefchen dem Gefangenen.

Schnell ist das Papier in seiner Hand, schnell wie der Bliß durchflogen und ein unbeschreiblich süßer Liebesblick sagt dem sich entfernenden Mädchen, daß ihr Schreiben gelesen und verstanden war. Von nun an sieht Heinrich mit Ruhe und Festigkeit dem schrecklichen Momente entgegen.

Während dem waren im Kasernenhofe alle Anstalten zu der bevorstehenden Hinrichtung getroffen worden. An der hintern Wand, hart an der kleinen Pforte, die zur Drau hinaus führte war ein kleiner viereckiger Fleck hoch mit Sand belegt.

Zu beiden Seiten desselben ein Spatier von grün gekleideten Voltigeurs bis in die Mitte des Hofes. Hinter diesen wieder eine doppelte Reihe Infanterie in blauer Uniform — während den vordern Theil des Hofes Gruppen von Offizieren zu Fuß und zu Pferd, rothbepelzte Husaren als Ordnonnangen erfüllten.

Jetzt öffnet sich die Thür des Stockhauses und geführt von einem Offizier, den Profosen an der einen, den Vater an der andern Seite, gefolgt von vier Wachen, kommt der Delinquent ruhigen Schrittes und gefaßten Wesens heraus.

Eben so ruhig geht er auch bis zur traurigen Stätte, mit stolz erhobnem Haupt und kühn herausforderndem Gesicht. Er ist ganz das Gegentheil von heute Nacht.

Auf dem Sandbühl angelangt, flüsterte er dem Geistlichen einige Worte zu, worauf dieser wieder mit dem eskortirenden Offizier spricht.

Es betrifft die letzte Bitte des Delinquenten: ihn lebenden Fußes und ohne die Augen zu verbinden, erschießen zu wollen.

Nachdem dieser Wunsch betreffenden Orts genehmigt war, küßte Heinrich den Vater drückte ihm herzlich die Hand, kniete einen Augenblick nieder und schickte ein kurzes Gebet zum Himmel — worauf er sich gerade aufrichtete und mit fester Stimme bereit zu sein erklärte.

Die Exekutionsmannschaft, sechs Mann hoch, tritt vor in einer Front, ladet Angesichts des Delinquenten die todbringenden Kugeln in die Gewehre und legt an.

Plötzlich krachen zwei Schüsse aus dem Nachbarhause von dessen oberem Fenster der Kasernenhof übersehen werden konnte — und in demselben Momente erfüllt ein furchtbares Hurrabgeschrei die Lüfte, gleichsam als liefe eine feindliche Macht Sturm auf die Mauer der Kaserne. — Die Wache am Haupteingange wird in den Hof hineingeworfen, die mächtigen Flügel zugeschlagen und von Außen versperrt.

Bei diesem unerwarteten Tumulte wandten sich sämtliche Truppen, selbst die Exekutionsmannschaft erschrocken nach der Seite hin, von wo der Angriff zu geschehen — und so entging es den Hunderten von Augen, wie sich die Pforte hinter dem Delinquenten leise öffnete und dieser selbst aus ihrer Mitte verschwand.

Sogleich war wieder alles ruhig und still.

Furchtbar war die Wuth der Franzosen als sie sich ihres Opfers so leicht beraubt sahen und überdies noch am schnellen Verfolgen verhindert waren, weil sie förmlich eingesperrt wurden.

Krachend donnerten die Gewehrkolben an die Thore, aber es brauchte gleichwohl einige Zeit, bis die massiven Thüren durchgehauen waren und ihnen ein Ausweg gestatteten.

Auf dem Plage wo der Tumult entstanden, war

keine lebende Seele mehr zu sehen. Am Ufer der Frau ebenfalls alles leer.

Nur am jenseitigen Ufer schwamm ein leerer Kahn tanzend auf den Wellen hinab — und der Delinquent schwang sich eben auf ein Pferd.

Als Marie am vorigen Abend aus ihrer Ohnmacht erwachte, war ihre erste Frage nach dem Geliebten.

„Mein Gott!“ rief sie verzweiflungsvoll, „ist es denn auch wahr? Ist er wirklich in den Händen der Franzosen? Sie werden ihn ganz sicher erschießen — ja — ja, sie werden mir ihn nicht wieder geben. Ach Vater, rettet — helft —“

So schrie und bat sie in einem fort, bis ihr der Vater gelobte, alles daran zu wenden, um Heinrich zu befreien, und sollte sein ganzes Vermögen darauf gehen.

„Glaube mir, mein Kind,“ sagte er, „nicht ich allein werde mich für ihn verwenden. Heinrich hat noch mehr gute Freunde.“

Bei diesen Worten richtete sich Marie wie neu belebt auf. Ihre Augen strahlten einen Moment vor Freude und das häßige Wesen womit sie sich anzufleiden begann, zeigte von einem plötzlich gefaßten Entschlusse.

„Ja, Vater,“ rief sie dem Erstaunten zu, „seine Freunde sollen ihn retten, sicherer retten, als es durch Worte und Anerbietungen geschehen kann.“

Damit eilte sie, ohne ein Wort mehr zu sagen fort.

Hold schüttelte bedenklich den Kopf und, dem wahrscheinlich romanhaften Einfall seiner Tochter keinen besonderen Erfolg zutrauend, begab er sich zum Bürgermeister Ferling.

Wie wir schon wissen, waren die gemeinschaftlichen Schritte beim General fruchtlos.

Das Mädchen aber eilte beflügelten Schrittes der Draustrafe zu und überraschte den jungen Stauder als er eben ausgehen wollte.

Von der Freundschaft desselben für ihren Geliebten, von dessen jugendlichem Muthe glaubte sie sich vielmehr versprechen zu können, als von dem gewöhnlichen Wege der Bitten. Sie war überzeugt, daß Stauder jedes noch so gewagte Unternehmen mit Vergnügen ergreifen werde, um seinen Freund Kunz zu retten.

Zudem wußte sie auch, daß im Falle der Noth stets eine gehörige Anzahl von tüchtigen und verwegenen Männern zu Gebote stand, mit deren Hilfe er den Feinden schon bei früheren Gelegenheiten manchen tollen Streich gespielt hat.

Der junge Mann war über die Neuigkeit, daß Heinrich gefangen, erst ganz außer sich — dann aber brach er in eine solche Wuth gegen den rothen Fritz wie auch gegen die Franzosen aus, daß es Marie nur mit vieler Mühe gelang, ihn zu ruhiger Ueberlegung zu bewegen.

Er schwur hoch und theuer, den Schurken von einem Veräter diese That furchtbar büßen zu lassen wenn ihm anders gelingt, ihn in seine Hände zu bekommen — seinen Freund aber mitten aus den Schaaren der Feinde gewaltsam herauszureißen, oder mit ihm sterben zu wollen.

Nachdem er etwas ruhiger geworden, fing er an, auch auf das wie und wann du denken.

Vor allem aber begleitete er Marie wieder nach Hause. Er versprach ihr dabei in jedem Falle noch während der Nacht in ihr Haus zu kommen, um das Nähere mitzutheilen, und, wenn es erforderlich wäre, ihre Mithilfe in Anspruch zu nehmen.

Man kann sich leicht denken, daß Marie kein Auge schloß. Sie legte sich auch gar nicht nieder und blieb angekleidet, wie sie war.

Ein Dienstmädchen leistete ihr Gesellschaft und stand abwechselnd mit der Herrin am Fenster, um den erwarteten sogleich einlassen zu können.

Ewig lang währte die Nacht, die Angst Mariens wurde immer größer, je mehr es dem Morgen zuging und Stauder noch immer nicht zu sehen war.

(Fortsetzung folgt.)

### V e r s c h i e d e n e s

— Eine romantische Liebesgeschichte jedoch mit sehr prosaisch-komischem Ausgang berichtet die „L.Z.“ aus Venedig. Ein Liebespaar, deren Verbindung sich verschiedene Hindernisse entgegenstellten, faßte den heroischen Entschluß, sich den Tod durch Gift zu geben. Der Geliebte wußte sich auch das Gift, eine weißliche Flüssigkeit, von einem Freunde

der Apothekergehülfe war und der, in das Geheimniß eingeweiht, dem Entschluß, wenn auch mit Betrübniß seine Billigung nicht versagen konnte, zu verschaffen. Zur festgesetzten Stunde unrußte sich das Liebespaar in einem gemietheten Gastzimmer verriegeln und dort wurde nun zur Ausführung der schrecklichen That geschritten, nicht ohne früher durch zurückgelassene Briefe an die Hinderer des Lebensglückes auf ihr tragisches Ende hinzuweisen. Diese stürzten auch sogleich an den Ort der gräßlichen That und fanden Liebenden, welche das Gift schon genommen hatten, in einem kläglichen Zustande und, wie sich aus ihren abgebrochenen Aeußerungen vernehmen ließ, von dem größten Wunsche besetzt, das Geschehene ungeschehen zu machen. Eben wollten die Eltern Hülfe requiriren, als der genannte Freund erschien und alle mit der Nachricht beruhigte, daß das verabreichte Gift bloß ein einfaches Brechmittel gewesen sei.

— Ein Breslauer Lebemann hatte bei einem ausgesetzten Dejeuner und in der Weinlaune die Behauptung aufgestellt, seine Nahrungsbedürfnisse einen Monat lang mit 1½ Thalern, das sind per Tag 18 Pf., bestreiten zu können und dabei doch seinen Geschäften nachzugehen. Man wettete um 100 Friedrichsdor und der Ausübende verpflichtete sich durch Verpfändung seines Ehrenworts, die Bedingungen der Wette im strengsten Sinne innezuhalten. Außerdem sollten zwei unparteiliche Freunde während der ganzen Zeit bei ihm wohnen, Nach zwei Tagen begann die Wette. Während der Zeit hatte sich der Proponent, wo es rathsam war, die Bedürfnisse en gros besorgt, und am 26. September, wo die Wetzzeit zu Ende, hatte er noch 1 Sgr. 7 Pf. übrig. Ein Hauptnahrungsmittel war Milch und Brod, auch hatte er Früchte und sogar Fleisch genossen. Er besand sich während dieser Zeit vollständig wohl und ebenso kräftig als sonst. Der Wertende, dem es mehr darum zu thun war, seine Behauptung aufrecht zu erhalten, als Gewinn zu erzielen, hatte zur gewonnenen Summe ein sehr Beträchtliches zugelegt und den ganzen Betrag zur Unterstützung einiger Familien sogenannter „verschämter Armen“ bestimmt, denen durch diese Wette ein sorgenfreier Winter bereitet worden ist.